

ZUR EINFÜHRUNG

In den siebziger Jahren – in England – gab mir eine Studentin eine Karikatur über die Soziologie. Ein Mann stellte sein Gegenüber und dessen Begleiter vor: „This is Mr. X, a sociologist, and this is his interpreter“. Damals waren unsere Fachbegriffe aus der Sicht der Alltagssprache etwas zum Schmunzeln. Aber im einundzwanzigsten Jahrhundert macht niemand mehr Witze über die Soziologie. Dies bedeutet indessen nicht, dass sie heute ernst genommen wird.

Lehrbücher, Handbücher, Lexika und Sammelwerke erläutern eine ernsthafte Wissenschaft. Sie erklären alle möglichen Ansätze und verschiedene Theorierichtungen zu wissenswertem Wissen. Sie befinden sich auf der breiten Straße einer akademischen Untugend.

Das hier vorgelegte Buch argumentiert nicht ein weiteres Mal aus der Vogelperspektive. Es behauptet nicht, *die* Soziologie ließe sich am Stück abbilden. Die Absicht ist nicht eine Darstellung des Großen und Ganzen, gewissermaßen eine Draufsicht im europäischen oder gar Weltmaßstab. Es werden auch nicht einfach Theoreme nebeneinander gestellt. Die verschiedenen Ansätze werden nicht geschildert, als gebe es nichts, was sie miteinander verbindet. Erst recht wird keine Modenschau der Denkrichtungen veranstaltet, die von sich behauptet, sie hätte ausgewählt, was grundlegend für unsere Fachdisziplin ist. Stattdessen wird die Diskursgeschichte anhand von Diskussionen und Disputen geschildert, wie sie bei einer Wissenschaft das A und O sind. Es geht um die Soziologie des zwanzigsten Jahrhunderts in den Debatten und Debakeln in Deutschland.

Die Absicht hat drei gute Gründe.

Erstens kann man eine fortlaufende Geschichte *der* Soziologie nicht schreiben, weil es *eine* solche Wissenschaft mit einem Anfang, Verlauf in Stadien etc. nicht gibt. Die moderne Denkweise, wie sie sich auf Max Weber beruft und weltweit heute gelehrt oder wenigstens doch gewollt wird, ist keineswegs Ergebnis einer konsequenten Entwicklung. Webers Denken wird nicht allenthalben gewürdigt und ist auch nicht unumstritten. Im Gegenteil: Auch die Richtungen, die vor der vorigen Jahrhundertwende entstanden, sind heute noch nicht verschwunden, obwohl sie obsolet sind. Webers moderne Analyse ist immer noch nur ein Ansatz unter mehreren unter dem Oberbegriff der Gesellschaftsforschung.

Die heutige Fachdisziplin ist kein Ergebnis eines einmaligen Anfangs und anschließender Entwicklung bis zu einem gegenwärtigen Wissensstand. In der Wissenschaftsgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts war die moderne Soziologie der *dritte* Versuch, aus der Philosophie heraus, die seit dem klassischen Griechenland den gerechten Staat reflektierte, eine Theorie des Menschen in der gesellschaftlichen Welt zu entwickeln. Um im Bild zu bleiben: Sie entstand nicht nur einmal, sondern hatte – aus der Philosophie – mindestens drei Ursprünge. In den entscheidenden fünfzig Jahren der Philosophiegeschichte wurde dreimal die Soziologie, eine neue Richtung innerhalb der „Schulen“ des neunzehnten Jahrhunderts, geschaffen.

Der eine Ursprung war Karl Marx' Kritik der politischen Ökonomie, die die dialektische Philosophie Georg Wilhelm Friedrich Hegels „auf die Füße“ stellen wollte, sie aber wohl eher auf den Kopf stellte, um die materiellen Lebensbedingungen und die wirtschaftlichen Produktionsverhältnisse zur Triebkraft des Denkens und der historischen Dynamik zu erklären. Daraus entstand der Marxismus, die Erklärung der gesellschaftlichen Ungleichheit aus dem Kapitalismus und die geschichtsphilosophische Begründung der Utopie einer klassenlosen Gesellschaft.

Der zweite Ursprung waren die sechs Bände *Cours de philosophie positive*, die an die Dreistadientheorie des philosophischen Aufklärers Jean Antoine Nicolas de Condorcet angeschlossen. Auguste Comte, ein Intellektueller und Autodidakt, erfasste die Statik und Dynamik der Gesellschaft seines Zeitalters, des mittleren neunzehnten Jahrhunderts, anhand der Prinzipien von Ordnung und Fortschritt. Analog einer Naturwissenschaft erkläre die neue Gesellschaftswissenschaft alles Beobachtbare durch Gesetze der Gesellschaft. Der Journalist Herbert Spencer machte in den sechs Bänden *Principles of Sociology* die Statik und Dynamik der Gesellschaft zum Ergebnis des Kampfs ums Dasein. Er sah in der Soziologie eine Verkünderin des Kulturfortschritts der Menschheit, der dem Überleben des Stärkeren zu verdanken wäre.

Erst der dritte Ursprung war bahnbrechend. Wilhelm Dilthey kritisierte vom Standpunkt der Philosophie Hegels und Immanuel Kants her die englisch-französische Modewissenschaft Soziologie. Er setzte ihr eine erkenntnistheoretisch begründete Sicht entgegen. Er schlug vor, die geschichtlich-gesellschaftlichen Zusammenhänge durch die Geisteswissenschaften zu begreifen, eine neue philosophische Richtung, die die kulturelle Tradition und das Erbe Kants bewahrte. Georg Simmel, ein junger Philosoph, ebenfalls an der Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin, zeigte in den neunziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, wie eine geisteswissenschaftliche Soziologie zu denken ist. Dies war für Max Weber, dem wir Heutige die Grundlegung verdanken, die entscheidende Anregung. Webers soziologische Theorie beruht auf der geisteswissenschaftlichen Weichenstellung durch Dilthey und Simmel. Weber machte den „Geist“, das freiheitliche – in Webers Terminologie voluntaristische – Element der gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte zum Thema der verstehenden Erklärung.

Man muss sehen, dass die Soziologie dreimal aus der Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts entstand. Als Gesellschaftswissenschaft in der damaligen Zeit war sie mehr als bloß eine Modeerscheinung. Indessen wurden die beiden Richtungen, die Simmel verwarf und Weber nicht ernstlich in Betracht zog, bis heute nicht ad acta gelegt. Es gibt sie noch als Denkströmungen, und sie haben bis heute noch Befürworter. Der Marxismus und der Positivismus sind nach wie vor weithin einflussreich. Obwohl die Argumente, mit denen Simmel und Weber ihnen entgegentraten, schlüssig sind, haben sie Anhänger bis heute. Obwohl die Einwände dagegen unvermindert gelten, haben sie noch einen Platz unter den Lehrmeinungen. Die Diskussion, in der sie eine Rolle spielen, dauert an.

Die Kontroverse ist noch im Gange. Im Verlauf des zwanzigsten Jahrhunderts haben sich die verschiedenen Denkströmungen nur gegenseitig widersprochen. Zwar ist Weber weltweit heute ein Klassiker, aber der Marxismus und der Positivismus sind aus der Soziologie nicht verschwunden. In Deutschland haben auch die obsole-

ten Richtungen eine breite Spur im Wissensbestand hinterlassen. Die Weber'schen Begriffe sind längst noch nicht selbstverständliches Handwerkszeug. Wir haben bis heute keine einheitliche Soziologie, deren Geschichte man nacherzählen könnte. Man muss die Debatten rekonstruieren, um ihre Geschichte zu schreiben.

Eine Schwierigkeit der Darstellung ist außerdem, die institutionellen Strukturen zu berücksichtigen, in denen sich diese Wissenschaft zurechtfinden muss. Die Frage ist aktuell: Welche Gesellschaft in welchem Land passt zu den Strukturaussagen? Jede Gesellschaft hat ihre eigenen institutionellen Strukturen, und die Universitäten, innerhalb und außerhalb derer die Soziologie besteht, haben ihre eigene Geschichte. Zwar waren die Vereinigten Staaten von Amerika von der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts bis zur Jahrtausendwende wohl die führende Gesellschaft und auch ein Muster der demokratischen Welt. Ihre Theorie und Methoden haben die enormen Fortschritte der letzten fünfzig Jahre in unserem Fach wesentlich geprägt. Aber die amerikanische Gesellschaft ist kein Paradigma, wenn man fragt, welche institutionelle Verankerung die Soziologie hat oder haben sollte. Im Gegenteil: In jedem Land gibt es eigene Strukturen. Man kann von der amerikanischen Gesellschaft nicht auf andere Länder schließen. Unser Fach innerhalb und außerhalb der Universitäten ist in jedem Land institutionell anders verortet. In Frankreich gehören die führenden Gelehrten nicht primär einer Universität, sondern der *Academie Française* an, einer außeruniversitären Institution. Großbritanniens Universitäten hatten bis weit in die fünfziger Jahre keine Professuren für Soziologie; aber Professoren der Verwaltungswissenschaft, Institutionenlehre etc. schufen schon im frühen zwanzigsten Jahrhundert heute weltberühmte soziologische Werke. In Deutschland wurde die Soziologie nach dem Ersten Weltkrieg ein Universitätsfach; seither sind die Lehrstühle federführend, die nach 1918 und noch einmal nach 1945 an den Seminaren und Instituten der Hochschulen entstanden – auch wenn heute die Max-Planck-Institute ein Gegengewicht gegenüber den Universitäten bilden. Mit anderen Worten: Man muss sehen, dass das Fach in jedem Land – früher in Europa und Amerika, heute in allen Erdteilen – eine andere Geschichte hat. Die Unterschiede dürfen nicht eingeebnet werden. Man kann von *der* Soziologie nicht sprechen; in jedem Land verkörpert sie eine andere Tradition und hat ihr eigenes Profil. Eine Geschichte des Faches im zwanzigsten Jahrhundert muss sich auf die besonderen Verhältnisse in Deutschland einlassen.

Dabei ist wohl in jedem einzelnen Land, allemal in Deutschland, keine gradlinige Entwicklung zu zeichnen. Die Gesellschaft und auch die Soziologie des zwanzigsten Jahrhunderts passen hier nicht in ein einheitliches Schema. Ihre Entwicklung war kein bruchloses Geschehen. Man kann sie nicht fortlaufend darstellen.

Im „Zeitalter der Extreme“¹ – wie Eric Hobsbawm das 20. Jahrhundert nannte – gab es in Deutschland sechs Herrschaftssysteme.

Das Kaiserreich entstand aus der „kleindeutschen“ Lösung des europäischen Konflikts der Mächte des neunzehnten Jahrhunderts und war ein Rechtsstaat in einer Industriegesellschaft mit erstaunlich rapider Modernisierung aller Lebensbe-

1 Eric Hobsbawm, *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte im 20. Jahrhundert*, 8. Auflage, München: Dtv-Taschenbuchverlag 2007 (ursprünglich: *The Age of Extremes: A History of the World, 1941–1991*, London: Michael Joseph and Pelham Books 1994).

reiche trotz der bis 1918 traditionellen Sozialformen. Nach der Niederlage des Ersten Weltkriegs erschien das Wilhelminische Deutschland nachträglich als die „gute alte Zeit“. Aber um die Jahrhundertwende empfanden viele Zeitgenossen einen unaufhaltsamen Kulturverfall, und manche trösteten sich mit wohlfeilen Weltanschauungen der Menschheitsverbesserung.

In der Weimarer Republik herrschten ein parlamentarischer Rechtsstaat mit einer bürokratischen Verwaltung, eine expandierende Großindustrie und ein unvollkommen kontrolliertes Militär. Die erste Republik der Geschichte Deutschlands kämpfte seit 1919 gegen ihre nicht-demokratischen Widersacher und unterlag ihnen schließlich in der Verfassungskrise ab 1930. Gesellschaftlich war die Weimarer Zeit ein Eldorado der Kunst und Kultur, ein Experiment der politischen Demokratie und ein Exerzierfeld der reaktionären Kreise in Wirtschaft und Militär.

Der Nationalsozialismus erzwang den Bruch mit allem Vorherigen – auch wenn man zuweilen und meist vorübergehend an Früheres anknüpfte. Dieses diktatorische Regime war ein Führerstaat, wo die Parteiwillkür anstatt der Verfassung herrschte, mit einer Regierung aus Gesetzesbrechern und politischen Abenteurern. Das nationalsozialistische Deutschland des Zweiten Weltkriegs war ein genozidaler Aggressor, bis heute weltweit geächtet. Gesellschaftlich wurden alle Errungenschaften der letzten hundert Jahre rückgängig gemacht: Statt der Gewaltenteilung galt „Ein Reich, ein Volk, ein Führer“, statt der freien Wirtschaft gab es die zentralistische Rüstungsproduktion, um zwei Angelpunkte zu nennen.

Ganz anders sah das Deutschland der Zeit der Militärherrschaft der Alliierten aus. Der Wiederaufbau trotz der augenscheinlichen „Zusammenbruchsgesellschaft“ während der alliierten Besatzung der Westzonen bereitete die Gründung der Bundesrepublik vor. In die vier Jahre bis 1949 bzw. die zehn Jahre Besatzungsregime bis 1955 fielen geradezu revolutionäre Reformen der wirtschaftlichen, politischen etc. Strukturen. Das kurze Zeitalter der Souveränität der Alliierten über Deutschland – trotz Schisma zwischen dem Westen und dem Osten ab 1946/1947 – war ein Meilenstein auf dem Weg zur „geglückten Demokratie“², um die Metapher Edgar Wolfrums zu verwenden.

Die vierzig Jahre von 1949 bis 1989 waren der Höhepunkt der bisherigen deutschen Gesellschaftsgeschichte. Der freiheitliche Rechts- und Wohlfahrtsstaat in der Bundesrepublik war eine epochale Errungenschaft, aber im Osten bestand der kommunistische Obrigkeitsstaat der Deutschen Demokratischen Republik, bis dann 1989/1990 die beiden Staaten wiedervereint wurden. Gesellschaftlich war der Westen ein demokratisches Gemeinwesen, anders als die Weimarer Republik und allemal ein Ergebnis der Reformen der unmittelbaren Nachkriegszeit. In die Ära fallen die sechziger Jahre. Sie brachten die Wende des gesellschaftlichen Selbstverständnisses und waren der Auftakt zur Nach-Boom-Phase, die ab den siebziger Jahren eine Ära der staatlichen Sozialpolitik wurde, die die Auswirkungen der dramatisch dynamischen wirtschaftlichen Weltlage wesentlich milderte.

2 Edgar Wolfrum, *Die gegliückte Demokratie. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart: Klett-Cotta 2006.

Die letzten zwanzig Jahre sind das sechste Regime der Gesellschaftsgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts – wiederum gab es einen Bruch mit dem Vorigen und noch einmal einen Aufbruch zu neuen Ufern. Die Zivilgesellschaft, das Regime des verfassungsmäßigen Rechtsstaats, herrscht seither in ganz Deutschland. Nach der Wiedervereinigung entstand – wiewohl durch einen schwierigen Prozess der Veränderung – das demokratische Deutschland als ein Teil der rasant nach Osten hin erweiterten Europäischen Union.

Die sechs Herrschaftssysteme in Deutschland bilden kein einheitliches Gesellschaftsregime. Mit den Begriffen der Herrschaftssoziologie Max Webers kann man sagen: Das Kaiserreich war eher eine traditionale als eine rationale Herrschaft; aber die Weimarer Republik war ein rationales Regime, allerdings starken traditionellen Gegenkräften ausgesetzt; der Nationalsozialismus war eine charismatische Herrschaft mit ihrer charakteristischen Entwicklungstendenz hin – eigentlich zurück – zum patrimonialen Traditionalismus. Die Besatzungszeit war rational in einem ganz anderen Sinn, nämlich wertrational entsprechend Webers Typus der herrschaftsfremden Umdeutung des Charisma; die Bundesrepublik war demgegenüber ein geradezu paradigmatisch rational-legales Regime, das zugleich – was der Weber'sche Typus nicht vorsah – eine Demokratie war; schließlich war und ist das wiedervereinigte Deutschland das höchstentwickelte rational-legale Regime unserer Geschichte überhaupt, gerade weil die Nation nunmehr jener „Familie der friedliebenden Nationen“ angehört, von der die Schlusserklärung der Potsdamer Konferenz sprach.

Wenn man über die Soziologie in Deutschland schreibt, muss man diese Gesellschaftsgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts bedenken. Ein Studienbuch sollte dies nicht ausblenden.

Die Wissenschaftsgeschichte unseres Faches im zwanzigsten Jahrhundert ist ein Auf und Ab der Entfaltungsmöglichkeiten gewesen. Jedes der sechs gesellschaftsgeschichtlichen Regimes hatte (und hat) eine eigene Einstellung zur Soziologie. Während die demokratischen Epochen einen Spielraum für die Wissenschaftsentwicklung eröffneten, schlossen sich die nicht-demokratischen Regimes möglichst gegen die Soziologie ab. Im Zuge des Auf und Ab blieb unsere Disziplin keineswegs dieselbe, sondern wurde in den Strudel der Zeiten hineingerissen. Die Zeitgeschichte mit ihren verschiedenen Herrschaftssystemen im zwanzigsten Jahrhundert hat ihre Spuren im soziologischen Denken hinterlassen. Gerade weil und insofern sie den Anspruch stellt, wissenschaftliche Erkenntnis zu sein, ist sie den Fährnissen der politischen Systeme ausgesetzt gewesen, die ihr mehr oder weniger – oder gar keinen – Spielraum gewährt haben.

In der Wilhelminischen Epoche wurde die neue Denkrichtung weithin belächelt als Modeerscheinung. Man wusste nicht recht, was sie erforschte. Sie reichte von der Gesellschaftsbiologie, die sich mit Rassenhygiene befasste, bis zu den begrifflichen Höhenflügen in Georg Simmels *Soziologie – Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (erschienen 1908)³ und Max Webers *Wirtschaft und Gesellschaft*

3 Georg Simmel, *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Leipzig: Duncker und Humblot 1908.

(erschieden posthum 1922).⁴ Die Referate und Diskussionen anlässlich des Ersten Deutschen Soziologentages 1910⁵ ließen Weber an der Zukunft des Faches fast verzweifeln. Der Erste Weltkrieg brachte jedenfalls keine Verbesserung der unbefriedigenden Situation. Die Brennpunkte des gesellschaftlichen Lebens waren allerdings für einige Jahre der Krieg und die Not bei Kriegsende. In der Wilhelminischen Zeit entstanden trotz allem das Oeuvre Simmels, Webers und auch Émile Durkheims, des Zeitgenossen in Frankreich. Ihre Theorien gingen der bemerkenswerten institutionellen Einrichtung des Faches nach dem Ersten Weltkrieg voraus.

In der Weimarer Republik war die Soziologie ein Günstling des demokratischen Staates, dessen tatkräftiger Preußischer Kultusminister Carl Heinrich Becker die Gründung von insgesamt zwölf Lehrstühlen teilweise gegen den Widerstand der Universitäten erreichte. Die vorherrschenden Werke waren in dieser Zeit sozialphilosophische Traktate, die ein schematisches Wissen über die Gebilde der Gesellschaft verkündeten, anstatt sich der turbulenten Gegenwart zuzuwenden. Zwar gab es Arbeiten etwa über die soziale Schichtung des deutschen Volkes⁶ oder die neue Klasse der Angestellten⁷, aber sie wurden wenig beachtet. Karl Mannheims Wissenssoziologie, die sich mit den Richtungskämpfen der zeitgenössischen Ideologien befasste, wurde zu einem Eklat anlässlich des Sechsten Soziologentages 1928.⁸ Allemaal ist René König zuzustimmen⁹: Das Ende der Weimarer Soziologie kam nicht wegen der etwaig verebbenden Debatten, sondern aufgrund der Zerstörung der akademischen Freiheit durch den Nationalsozialismus.

Eine Soziologie, in deutscher Sprache geschrieben und in Deutschland gelehrt, gab es während der zwölf Jahre Nationalsozialismus nicht mehr. Ohne Lehr- und Forschungsfreiheit waren die wenigen Soziologen, die nicht mundtot gemacht oder ins Exil vertrieben waren, der staatlich dekretierten so genannten „Volkssociologie“ ausgeliefert. Manche, die nun einen Lehrstuhl besetzten, waren durchaus bereit, dem verbrecherischen Regime zu dienen. Das wissenschaftliche Denken gab es nur

- 4 Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der Sozialökonomik*, herausgegeben von Marianne Weber, Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1922.
- 5 Deutsche Gesellschaft für Soziologie, *Verhandlungen des Ersten Deutschen Soziologentages vom 19.–22. Oktober 1910 in Frankfurt a. M.* Reden und Vorträge, Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1911.
- 6 Theodor Geiger, *Die soziale Schichtung des deutschen Volkes. Soziographischer Versuch auf statistischer Grundlage*, Stuttgart: Enke 1932.
- 7 Siegfried Kracauer, *Die Angestellten – aus dem neuesten Deutschland*, Frankfurt: Frankfurter Societäts-Druckerei Abt. Buchverlag 1930; *Die Angestellten*, Kracauer-Gesamtausgabe, Band 1 (zusammen mit *Soziologie als Wissenschaft; Der Detektivroman*) Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1971. Siehe auch Hans Speier, *Die Angestellten vor dem Nationalsozialismus. Ein Beitrag zum Verständnis der deutschen Sozialstruktur 1918–1933*, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1977 (Erstveröffentlichung).
- 8 Karl Mannheim, *Ideologie und Utopie*, Bonn: Cohen 1929; Deutsche Gesellschaft für Soziologie, *Verhandlungen des Sechsten Deutschen Soziologentages in Zürich 1928*, Tübingen: J. C. B. Mohr 1929; dort die Diskussion des Vortrags (über Konkurrenz im Geistigen) pp. 84–115 und das Schlusswort Mannheims pp. 119–124.
- 9 René König, Vom vermeintlichen Ende der deutschen Soziologie vor der Machtergreifung des Nationalsozialismus, in: König, *Soziologie in Deutschland. Begründer/Verächter/Verfechter*, München: Hanser 1987, pp. 343–387.

noch im Ausland – in England, den Vereinigten Staaten, Dänemark, der Türkei, um einige Länder zu nennen – und oftmals auf Englisch, Dänisch etc.

Dies musste sich bei Kriegsende radikal ändern. Mit der Kapitulation im Zweiten Weltkrieg war das Niemandsland nach dem Nationalsozialismus offensichtlich. Die westlichen Alliierten waren entschlossen, gerade die Soziologie, eine Wissenschaft zum Verständnis der demokratischen Strukturen und einer modernen Gesellschaft, zu fordern und zu fördern. Ohne den „amerikanischen Import“, wie Erwin Scheuch es später nannte¹⁰, wäre unser Fach wohl nicht bereits im ersten Jahr der Nachkriegszeit mit einem beispielhaften Elan wieder belebt worden. Der Neuanfang nach dem Krieg, der Wiederaufbau durch das Besatzungsregime, war wie eine Wiedergeburt – ohne Vorbild, einzigartig in der Geschichte der internationalen Beziehungen. Die enormen Fortschritte der USA bei den Forschungsmethoden und in der Theorie seit den dreißiger Jahren wurden durch die Programme des „Cultural Exchange“ nach Europa gebracht.¹¹

In den fünfziger Jahren änderte sich dies noch einmal grundlegend. Erst jetzt war der Aufbruch vollkommen. Der Neuanfang wurde nun zum rasanten Aufschwung, und es folgte ein Jahrzehnt der Blüte der Forschung und der Lehre. Dieses Jahrzehnt war vielleicht der Höhepunkt der deutschen Soziologiegeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts, mit Nachwirkungen bis heute. Diese langfristigen Weichenstellungen mögen in den sechziger Jahren aus dem Blickfeld geraten sein. Aber die frühe Nachkriegszeit verdient, dass man sich heute an sie erinnert. Allerdings war ein gravierender Mangel, dass Webers Werk damals noch nicht wieder gewürdigt wurde.

Die sechziger Jahre knüpften keineswegs an die fünfziger Jahre an. Der Bruch zwischen den ersten Nachkriegserfolgen und den Aufrufen zu einem kritischen Bewusstsein anlässlich der Studentenproteste, Theoriedebatten und Universitätsreformen war unübersehbar. Die Soziologie wurde in einen Sturm hineingerissen, den sie zunächst unwillkürlich entfesselt hatte. Die Kritische Theorie war auf die Proteste nicht vorbereitet, wofür sie gesellschaftsweit dennoch als Anstifter galt. Ebenso wenig waren die Soziologen der Bundesrepublik darauf vorbereitet, dass ausgerechnet die wenigen Amerikaner beim Soziologentag in Heidelberg 1964 den Rückweg zur verkadäquaten Rezeption des Werkes Webers ebneten. Man weiß heute, dass darin die Zukunft unserer Wissenschaft vorgezeichnet lag. Während die dramatischen Reden mancher Fachvertreter öffentlich stark beachtet wurden, waren die Diskussionen, die die Rückkehr des Weber'schen Denkens einleiteten, langfristig einflussreicher und intellektuell folgenreicher. Die künftige Entwicklung des Faches entstand nur scheinbar in den Richtungskämpfen des Frankfurter Soziologentages 1968.

10 Erwin Scheuch, Von der deutschen Soziologie zur Soziologie in der Bundesrepublik, *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, vol. 15, 1990, pp. 30–50. Siehe dazu unten Studie IV.

11 Dazu siehe: Alexia Arnold, „...evidence of progress“. Die UNESCO-Institute für Sozialwissenschaften, Pädagogik und Jugend, in: Hans Braun, Uta Gerhardt, Everhard Holtmann (Hrsg.), *Die lange Stunde Null. Gelenkter sozialer Wandel in Westdeutschland nach 1945*, Baden-Baden: Nomos 2007, pp. 251–290; Uta Gerhardt, Die Wiederanfänge der Soziologie nach 1945 und die Besatzungsherrschaft in Westdeutschland. Zu Kontinuität und Diskontinuität im Kontext der Nachkriegszeit, in: Gerhardt, *Denken der Demokratie: Die Soziologie im atlantischen Transfer des Besatzungsregimes. Vier Abhandlungen*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2007, pp. 99–165.

Die siebziger und achtziger Jahre vollendeten im wesentlichen, was die sechziger Jahre angestoßen hatten. Der Marxismus, der zeitweise eine regelrechte Mode war, wurde zur Doktrin, was zur Klärung der Probleme der Gegenwart indessen wenig beitrug. Die Nachwirkungen der Studentenbewegung verblassten erst mit der Zeit. Die Wiederkehr des Positivismus – nun unter dem Namen *Rational Choice* – war allerdings nicht aufzuhalten. Der Siegeszug des positivistischen Modelldenkens, das in den sechziger Jahren neu belebt und seit den siebziger Jahren weithin fraglos wurde, lässt sich heute nicht mehr leugnen.

Die eigentliche Herausforderung waren dann die neunziger Jahre. Die Soziologie wurde nun Zeitzeuge eines Jahrhundertereignisses: Die Gesellschaft Deutschlands musste die zwei gegensätzlichen Systeme durch Fusion zu einem tragfähigen Ganzen vereinen. Weder Deutschland noch die Deutschen waren auf diese Herausforderung vorbereitet. Der Bruch ging durch alle Institutionen. Die Soziologie versuchte tapfer, durch Thesen und Theoreme den Zusammenbruch der DDR zu erklären, und durch Forschung, die finanziell gut abgesichert war, den sozialen Wandel nach der Wiedervereinigung zu dokumentieren. Die Herausforderung hätte größer nicht sein können. Die Ergebnisse, wie sie die sechste Studie darlegt, werden in diesem Buch erstmals bilanziert.

Wenn man die Geschichte der Soziologie im zwanzigsten Jahrhundert schreibt, muss man sich diese doppelte Sachlage vergegenwärtigen. Gesellschaftlich hat es sechs verschiedene Regimes bei vier Typen der legitimen Herrschaft (nach Weber) gegeben. Die Soziologie war nicht ein Teil *der* deutschen Gesellschaft oder Geschichte, denn es waren sechs verschiedene Regimes. Die Soziologie, sofern sie überhaupt möglich war, hatte ein je anderes Gesicht in jeder Epoche. Es war je eine eigene Welt mit ihren charakteristischen Problemzonen und ihrem eigenen Profil, und man muss den Kontext in den verschiedenen Regimes und ihrer Zeit sehen.

Obwohl jedes Regime anders war, ist die Soziologie als Wissenschaft unbedingt auf die Demokratie angewiesen. Das Kaiserreich bot ihr Entwicklungsmöglichkeiten eben nur in den Arbeiten einzelner Gelehrter, nicht auch als institutionalisierte Fachdisziplin an den Universitäten. Im Nationalsozialismus gab es überhaupt keine Existenzgrundlage für sie, obwohl an den Universitäten sogar Lehrstühle eingerichtet wurden, die diesen Titel trugen, etwa eine Professur für Kriegsoziologie am Philosophischen Seminar der Berliner Universität.¹² Ihren Höhepunkt als wieder mögliche Wissenschaft erlebte sie in der frühen Bundesrepublik. Die Forschung und die Verankerung an den Universitäten nahmen nun einen ungeahnten Aufschwung. Obwohl in dieser Zeit das Denken Webers noch nicht wieder werkgetreu gewürdigt wurde, war die Nachkriegszeit eine Ära des Aufbruchs und ein Nachholen im großen Stil.

Brüche und Neuanfänge gab es indessen mehrfach. Allemal 1918/1919 und nach 1945 wurde gesellschaftlich und auch für die Soziologie eine Weiche gestellt. Auch in den sechziger Jahren war ein Bruch mit dem Vorigen für viele Zeitgenossen fraglos. Die Tradition sollte überwunden werden, allerdings um zu Marx, dem

12 Dazu: Volker Gerhardt, Reinhard Mehring und Jana Rindert, *Berliner Geist. Eine Geschichte der Berliner Universitätsphilosophie bis 1946*, Berlin: Akademie Verlag 1999, pp. 297–301.

Altmeister des neunzehnten Jahrhunderts, zurückzukehren. Noch einmal stand in den neunziger Jahren das Fachwissen, das die Gesellschaft erfasst, auf dem Prüfstand. Der dramatische gesellschaftliche Wandel war zu erklären oder wenigstens zu erfassen. Die historisch beispiellose Dynamik der Gegenwart war zu bearbeiten. Diesmal stand am Ende alles Vorherigen nicht die Vertreibung ins Exil, sondern – im Gegenteil – die verantwortungsvolle Aufgabe, der Öffentlichkeit die epochalen Ereignisse verständlich zu machen.

Um ihre eigentümliche Diskursgeschichte nachzuzeichnen, muss man die Gesellschaftswissenschaft in den Epochen der Gesellschaftsgeschichte schildern. Die verschiedenen Regimes einzeln stellen jedes Mal die Frage nach den Erkenntnissen. Unweigerlich steht man mitten in den hitzigen Debatten der Zeitgenossen. Ihre Grabenkämpfe und Glanzleistungen erklären dem heutigen Leser das Was und das Warum der Fachliteratur. Ein glattes Bild wäre eine Chimäre. Die Diskontinuitäten sind spannend, und die Bruchlinien und die Anschlussstellen sind ein lohnendes Sujet.

SOZIOLOGIE IM ZWANZIGSTEN JAHRHUNDERT schildert die Diskursgeschichte in sechs Studien.

Die erste befasst sich mit der Entstehung der Simmel-Weber'schen Theorie als Antwort auf die Kritik Diltheys an der Soziologie Comtes und Spencers. Für das Verständnis ist wichtig, dass vor allem Spencer der Vater des Sozialdarwinismus war. Diese Ideologie wurde dann im Nationalsozialismus – per Rassenhygiene – zum Dogma der Volkssoziologie. Für die Rettung der modernen Soziologie, wie sie Weber begründete, vor dem Diktat des Nazistaates sorgte Talcott Parsons, der Amerikaner, der in Heidelberg promoviert hatte. Der Abschied vom Sozialdarwinismus, was den Welterfolg der Weber'schen Theorie erst möglich machte, fand schließlich nicht in Deutschland statt, sondern den anderen Ländern, wo entweder die vertriebenen Wissenschaftler eine Zuflucht oder die vertriebenen Wissenschaften eine Heimstatt fanden.

Die zweite Studie befasst sich mit den zwölf Jahren des vermeintlich Tausendjährigen Reiches. Als es in Deutschland kein modernes Denken mehr gab, war die deutsche Soziologie anderswo lebendig. Die amerikanische Literatur analysierte den Faschismus und den sowjetischen Kommunismus schon in den dreißiger Jahren. Bis heute ist diese Diskussion wichtig. Federführend war sicherlich Parsons' zweipoliges Paradigma der Struktur(en) des sozialen Handelns. Darin verbarg sich das Weber'sche Konzept der charismatischen Herrschaft – ein Konzept, das in jüngeren Arbeiten werkgetreu wieder rezipiert worden ist. Seit den achtziger Jahren hat die Diskussion über den Nationalsozialismus wieder die herrschaftssoziologische Perspektive eingenommen. Die Studie zeigt, wie das Parsons'sche Verständnis des Charisma weiter reichte als die jüngeren Debatten. Aber ein nochmaliger Blick auf Weber eröffnet noch weitere Einsichten. Der Begriff der Avantgarde kann einen Aspekt des Weber'schen Konzepts freilegen, der nunmehr den Vergleich zwischen dem Naziregime und dem Sozialismus unter soziologischem Vorzeichen erlaubt. Die zweite Studie zeigt, wie hochmodern die Herrschaftssoziologie Webers war und ist.

Die dritte Studie wendet sich dem Wiederbeginn nach Kriegsende zu. Nun hatte unsere Wissenschaft wieder eine Chance. Aber es gab zunächst kaum noch Sozio-

logen in Deutschland. Das moderne Denken musste erst wieder heimisch werden. Die Studie macht einen Soziologen der Harvard-Universität zur Schlüsselperson. Edward Y. Hartshorne hatte während der dreißiger und frühen vierziger Jahre subtile Analysen Nazideutschlands vorgelegt. Unter anderem erklärte er das Charisma als die psychologische Grundlage des faschistischen Führerkults. Hartshorne war Universitätsoffizier der amerikanischen Besatzungszone und ermöglichte die Wiedergründung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und den Wiederbeginn der Soziologentage nur ein Jahr nach Kriegsende. Am Beispiel von Hartshorne wird deutlich, wie der segensreiche „amerikanische Import“ der Nachkriegszeit zur Rückkehr des wissenschaftlichen Selbstverständnisses beitrug.

Aber der „amerikanische Import“ war mehr als die Rückbesinnung der ersten Nachkriegsjahre. In den fast fünfzehn Jahren, während Deutschland intellektuell von der Welt abgeschnitten war, hatte es entscheidende Fortschritte in den USA gegeben. Durch die Entdeckung der Repräsentativität von Daten aus einer Zufallsstichprobe war die Surveyforschung entstanden. Durch eine Fusion zwischen der Persönlichkeitsforschung und der Kritischen Theorie war der Autoritarismus des faschistischen und der Liberalismus des demokratischen Sozialcharakters in einer empirischen Großstudie nachgewiesen worden. Die Wiederanfänge in der Bundesrepublik bauten auf diesen Erkenntnissen auf, zumal das Frankfurter Institut für Sozialforschung nun wieder ein Brennpunkt der zeitgenössischen Diskussion war. Andernorts ging man allerdings andere Wege: In der Sozialforschungsstelle an der Universität Dortmund wurde immer noch die Sozialstatistik der vierziger Jahre verwendet, aber in dem einflussreichen DIVO-Institut für Markt- und Meinungsforschung, das (obwohl universitätsnah) kommerziell ausgerichtet war, wurde eine bis heute vorbildliche Surveyforschung verwendet. Die Studie IV *Der Neubeginn der empirischen Sozialforschung und die Soziologie der frühen Bundesrepublik* macht diese Szenarien der fünfziger Jahre wieder lebendig.

Die nächste Studie schließt zeitlich an und behandelt doch ein ganz anderes Thema. Einen Vorgeschmack der turbulenten sechziger Jahre gaben gesellschaftskritische Traktate wie Ralf Dahrendorfs seit 1958 in zwanzig Auflagen erschienener *Homo Sociologicus*. Einen langen Schatten warfen die Auseinandersetzungen um den Positivismus. Heute wissen wir: Eigentlich war der so genannte Positivismusstreit, der die Gemüter bis 1969 bewegte¹³, ein sozialphilosophisches Scheingefecht zur Abwehr der Parsons'schen Systemtheorie. Paradoxe Weise war es gerade Parsons, der anlässlich des Heidelberger Soziologentages die werkgetreue Rezeption Webers gegen den Widerstand der Kritischen Theorie verteidigte, wodurch letztlich die Max-Weber-Gesamtausgabe angeregt wurde, die zwei Jahrzehnte später zu erscheinen begann. Die sechziger Jahre waren jedenfalls ein Jahrzehnt der Kontroversen. Vieles, was später verblasste, stand lautstark im Vordergrund, aber manches, was heute selbstverständlich ist, kam erst in Gang. Trotz allem war es eine Art Achsenzeit der Selbstvergewisserung der Bundesrepublik.

13 Theodor W. Adorno, Hans Albert, Ralf Dahrendorf, Jürgen Habermas, Harald Pilot, Karl R. Popper, *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*, Neuwied: Luchterhand 1969.

Die sechste Studie macht einen großen Sprung und landet in den neunziger Jahren. Westdeutschland, vierzig Jahre fraglos, gab es von heute auf morgen nicht mehr. Die Gesellschaft nach der Wiedervereinigung war erst im Entstehen. Man konnte den Zusammenbruch der DDR erklären und die Vorboten der Modernität in der Lebensführung der ehemaligen DDR-Bürger nachträglich herausarbeiten. Man konnte den Umbruch dokumentieren und seine Ungerechtigkeiten anprangern. Man übte manchmal soviel Fairness gegenüber den „Neuen Ländern“, dass die Analyse unwillkürlich eine Apotheose des gescheiterten Sozialismus wurde. Die Anstrengungen der Forschung waren enorm. Die Bemühungen der Theorie waren demgegenüber eher bescheiden: Wie war das dramatische Geschehen begrifflich zu denken? Erschwerend kam hinzu, dass der gesamte Ostblock in wenigen Jahren zusammenbrach. Die Politik erhoffte sich von der Soziologie Anregungen für vernünftige Maßnahmenprogramme. Aber trotz ihrer tapferen Leistungen bei der Analyse der so genannten Wende war unsere Disziplin letztlich überfordert. Als „das Licht der großen Kulturprobleme weiter zog“, um mit Max Webers schöner Formulierung zu sprechen¹⁴, suchte man sich in Deutschland andere Problemhorizonte, um sie bevorzugt zu untersuchen – etwa die Globalisierung der Märkte oder die Natur im gesellschaftlichen Bewusstsein.

Die sechs Studien behandeln diese Disziplingeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts. Sie behaupten keine einheitliche Gesellschaft und sehen keine gradlinige Entfaltung eines fachwissenschaftlichen Programms. Sie berücksichtigen die Brüche und die Neuanfänge, und sie tun noch etwas anderes: Sie setzen Schlaglichter, anstatt alles in demselben milden oder grellen Licht zu zeigen. Sie setzen Schwerpunkte, anstatt lediglich den Fluss der Rede und Gegenrede zu rekonstruieren. Sie wählen aus, anstatt nur die Vielfalt der Ansätze neben- oder nacheinander abzubilden.

Welche Gesichtspunkte waren ausschlaggebend für die Themenwahl? Welche Logik steht hinter den sechs Studien? Welche Argumentationslinie hat meine Darstellung?

Zur Themenwahl gehört eine dahinter stehende These. Welche Schwerpunkte und welche Schlaglichter gesetzt werden, ist nicht zufällig. Die sechs Studien befassen sich mit Debatten, die um den Tatbestand kreisen, dass die Demokratie die beste Gesellschaftsform ist, die es in Deutschland jemals gegeben hat. Die Demokratie war und ist in der deutschen Soziologie des zwanzigsten Jahrhunderts ein wichtiges Anliegen. Im hier vorgelegten Buch spielen die Theorien und die Theoretiker, die dies bezeugen, eine Hauptrolle. Die Gegner des Rechtsstaats und der Wohlfahrtsgesellschaft spielen demgegenüber allenfalls eine Nebenrolle. Die sechs Studien suchen ihre Themen in jenen Szenarien, wo die Demokratie direkt oder indirekt zur Debatte stand und steht.

Die Logik hinter den Themenstellungen war bei Simmel und Weber, dass die Soziologie, die sie entwarfen, das Moderne erfassen und etwas Neues gegenüber dem Vorherigen sein sollte – und dies war auch so. Das Neue hatte im Laufe des

14 Die Textstelle: Max Weber, Die „Objektivität“ der sozialwissenschaftlichen und sozialpolitischen Erkenntnis, *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, herausgegeben von Johannes Winckelmann, 3. Auflage, Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1968, p. 214.

Jahrhunderts allerdings eine eigene Dynamik. Man kann in drei Hinsichten davon sprechen, dass die Soziologie ein Denken des Neuen schuf oder ein solches Denken sein wollte.

Etwas Neues schaffen wollten allemal die Klassiker der vorigen Jahrhundertwende. Der Elan, etwas Neues anzustoßen, erfüllte auch wieder die sechziger Jahre. Es sollte ein Jahrzehnt der Kritik sein, wodurch ein gesellschaftliches Bewusstsein entstehen sollte, das die Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse ermöglichte. Letztlich wurde schließlich allerdings nur der altehrwürdige Marx, wiewohl in einer neuen Terminologie, wieder entdeckt. Eine erneuerte Gesellschaft entstand indessen immerhin 1945 und noch einmal 1989/1990, und die Soziologie mühte sich, den sozialen Wandel mitzumachen und zu begreifen. Nach zwölf Jahren *tabula rasa* nach 1945 schuf der „amerikanische Import“ der Nachkriegszeit wahrlich ein Neuland, das man betreten konnte. Nach der so genannten Wende suchten die Deutschen ihren Weg durch den Dschungel der Probleme dann allein, und sie mussten sich das Neuland selbst schaffen bzw. die neuen Erkenntnisse ohne Hilfe von außen aneignen. Immerhin hat unsere Fachdisziplin in ihrem begrifflichen Bezugsrahmen jeweils die entstehenden Untersuchungsfelder entschlossen bearbeitet und die Aufgaben tapfer gemeistert.

Die sechs Studien haben ihre Schwerpunkte dort, wo etwas Neues entstand, also entweder neue gesellschaftliche Entwicklungen stattfanden und untersucht werden mussten oder ein neuer begrifflicher Ansatz notwendig wurde, der erst eine angemessene Analyse der Phänomene ermöglichte. Die sechs Studien sind so angelegt, dass sie diese Mission des jeweils Neuen würdigen – oder gelegentlich mit guten Gründen bezweifeln.

Für den Nationalsozialismus lässt sich in diesem Zusammenhang sagen: Die herrschaftssoziologische Perspektive, eine teilweise neue Sichtweise, schlägt eine Brücke zur historischen Forschung und erlaubt, die zeitgeschichtlichen Erkenntnisse und die Weber-Parsons'schen Begriffe zu verbinden. Die zweite Studie macht dies deutlich. Sie dokumentiert, wie bahnbrechend das Konzept der charismatischen Herrschaft war.

Für die sechziger Jahre kann man sagen: Bisher gibt es noch keine systematische Untersuchung unter einem Weber-Parsons'schen Gesichtswinkel. Dieses turbulente Jahrzehnt ist ein lohnendes Sujet. Die Analyse legt nahe: Die antidemokratischen Tendenzen der Protestbewegungen waren eine Übergangserscheinung beim Wechsel von der christdemokratischen Vorherrschaft zur sozialliberalen Koalition in den drei Jahren der „Großen Koalition“ 1966–1969; Bundeskanzler Willy Brandts Ankündigung in seiner Regierungserklärung 1969, die sozialliberale Koalition wolle „mehr Demokratie wagen“, war ein Wendepunkt der Gesellschaftsgeschichte. Die fünfte Studie geht der Frage nach, die bisher nirgends gestellt worden ist, inwiefern die Gesellschaftskritik und die gesellschaftlichen Veränderungen damals überhaupt miteinander verbunden waren.

Zwei Zeitspannen behandelt dieses Buch nur am Rande. Die Weimarer Republik taucht nur an den Stellen auf, wo der Sozialdarwinismus dokumentiert wird. In der ersten und zweiten Studie werden Arbeiten der zwanziger und beginnenden dreißiger Jahre geschildert, wie sie den Nationalsozialismus vorbereiten halfen.

Aber eine eigene Studie über die Weimarer Zeit wird nicht vorgelegt. In dieser gesellschaftsgeschichtlichen Epoche geschah wenig Neues in der Soziologie Deutschlands.

Die siebziger und achtziger Jahre werden ebenfalls im wesentlichen ausgeblendet. Sie waren ein nachträglicher Nebenschauplatz der sechziger Jahre, und sie waren in vielerlei Hinsicht die Vorgeschichte der neunziger Jahre. Eine eigene Studie ist diesen zwei Jahrzehnten nicht gewidmet. Sie hatten kein eigenes Profil, obwohl in dieser Zeit viele Überlegungen diskutiert wurden, die dann in den neunziger Jahren gebraucht wurden, als die gesellschaftlichen Veränderungen zu untersuchen waren.

Die neunziger Jahre, wie sie die sechste Studie betrachtet, waren der Neuanfang der Gesellschaft, der begrifflich mit den Arsenalen der achtziger Jahre bearbeitet wurde. Erst jetzt zeigten sich an den bestehenden Theoremen doch neue Seiten. Würde man den siebziger und achtziger Jahren eine eigene Studie widmen, müsste man sie als das Ende der vierzigjährigen Epoche nach dem Neubeginn nach 1945 darstellen. Aber sie waren zugleich der Auftakt der neunziger Jahre. Die spannende Frage, wie die vorausgehenden Arbeiten ab 1989/1990 in die Debatten eingingen, stellt sich die sechste Studie.

Zur Argumentationslinie: Obwohl mein Buch viele Dispute rekonstruiert, hat es eine eigene, durchgehende These. Obwohl die Zäsuren der Gesellschaftsgeschichte und die Brüche der Denkansätze geschildert werden, gibt es ein festes Band über die sechs Studien hinweg. Obwohl ich den Mäandern der Literatur folge, habe ich eine durchgängige Erkenntnisabsicht.

Die Devise ist nicht, alle Ansätze verdienten gleichviel Beachtung. Unsere Wissenschaft ist keineswegs in Forschung und Lehre, Theorie und Methoden überall immer angemessen vertreten worden, wie dies zuweilen behauptet wird. Die Soziologie (im zwanzigsten Jahrhundert, in Deutschland) ist nicht zufrieden stellend zu schildern, wenn man sie in angeblich gleichberechtigte Arbeiten auffächert. Will man sie schildern, „wie sie eigentlich gewesen“ – mit dem geflügelten Wort gesprochen, das Leopold von Ranke einst der Historie ans Herz legte, damit sie Universalgeschichte sei¹⁵ –, muss man bedenken, dass ein begrifflicher Bezugsrahmen und eine erkennbare These notwendig sind.

Der Bezugsrahmen ist die methodologische Begründung der modernen Soziologie, wie sie um die vorige Jahrhundertwende entstand. Den Begriff Methodologie hat erst in den dreißiger Jahren Parsons verwendet, als er in seinem ersten Hauptwerk *The Structure of Social Action*¹⁶ das Weber'sche Erbe auf die philosophische

15 Leopold von Ranke, *Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514*. 2. Auflage, *Sämtliche Werke*. Dritte Gesamtausgabe. Dreiunddreißigster und vierunddreißigster Band. Leipzig: Verlag von Duncker und Humblot 1874, p. VII (Vorrede der ersten Ausgabe, October 1824). Siehe auch: Uta Gerhardt, Einführungssessay: Plädoyer für begrifflich begründete Studien zu Kultur und Gesellschaft, in: Gerhardt (Hrsg.), *Zeitperspektiven. Studien zu Kultur und Gesellschaft. Beiträge aus der Geschichte, Soziologie, Philosophie und Literaturwissenschaft*, Stuttgart: Steiner 2003, pp. 7–45.

16 Talcott Parsons, *The Structure of Social Action. A Study in Social Theory With Special Reference to a Group of Recent European Writers*, New York: McGraw Hill 1937.

Wissenschaftstheorie festlegte und dadurch einen klaren analytischen Bezugsrahmen einforderte. Die Philosophie, um die es ging, enthielt Alfred North Whiteheads Vorlesungszyklus *Science and the Modern World*.¹⁷ Die analytische Perspektive war der Angelpunkt der Wissenschaft. Die Aussage war: Nur die begriffliche Perspektive kann die Forschung leiten, denn nur mittels begrifflicher Schemata wird die Wirklichkeit erkannt. Wer dies missachte, gehe in eine Falle. Der Fehler, so Whitehead, wenn man die beobachteten Dinge eo ipso für wahr halte, sei der berüchtigt-berühmte *Irrtum der verfehlten Konkretheit* (*fallacy of misplaced concreteness*). Allein durch konsequent methodisches Vorgehen, so forderte Whitehead und unterstrich Parsons, kann man die Phänomene wirklichkeitsgetreu erfassen und wahrheitsgemäß deuten. Nur unter einer begrifflichen Perspektive in einem analytischen Bezugsrahmen erschließt sich die Welt. Der Relativismus, also die Gleichsetzung aller möglichen unterschiedlichen Zugänge und Materialien, helfe angesichts dieser Sachlage nicht weiter. Wer alles aufzeichne, was er vorfinde, habe noch längst nichts Brauchbares in der Hand, um ein wissenschaftlich angemessenes Ergebnis seiner Analysen zu erreichen.

Dieser Gedanke, wie ihn Parsons zum Programm machte, war indessen nicht neu. Max Weber hatte in den Abhandlungen, die posthum als *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre* erschienen¹⁸, diese Festlegung bereits vorweggenommen. Weber hatte zu Beginn des Jahrhunderts erkannt, dass die „Objektivität“ (in Anführungszeichen) der sozialwissenschaftlichen und der sozialpolitischen Erkenntnis an der intellektuellen Redlichkeit des Forschers bzw. Wissenschaftlers hängt.¹⁹ Es gibt keine Objektivität, so Weber, die die Wahrheit der Dinge zeitlos erfassen könnte. Bestenfalls ist eine „Objektivität“ möglich, also ein Erkennen, das immer von einem Erkenntnisinteresse ausgeht. Darin liegt, wie Weber wusste, sowohl der Reiz der Forschung über gesellschaftliche Zusammenhänge als auch die Schattenseite der sozialwissenschaftlichen Erklärungen. Weber wusste, dass man nicht irgendwelche Begriffe verwenden darf, und so erfand er die „denkende Konstruktion“²⁰ und lud jedermann ein, dafür einen besseren Namen als „Idealtypus“, wie er sie nannte, zu finden. Er war mit dem Wort nicht glücklich, aber ihm ging es um die Sache.

Den Gedanken setzte Alfred Schütz in den dreißiger Jahren fort. Ehe er in die USA flüchten musste, zeigte Schütz in seinem Hauptwerk *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt* (erschienen 1932)²¹, dass ein Begriffsgerüst unerlässlich für das Verstehen ist, vorzugsweise ein „idealtypisches“. Schütz gab dabei dem bahnbrechenden Gedanken Webers eine Wendung, die dessen Bedeutung sowohl für die

17 Alfred North Whitehead, *Science and the Modern World. Lowell Lectures*, New York: Macmillan 1925.

18 Max Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, herausgegeben von Marianne Weber, Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1922.

19 Max Weber, Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, Bd. 19 (Neue Folge, Bd. 1), 1904, pp. 22–87.

20 Siehe dazu: Kap. VII. Idealtypen durch „denkende Konstruktion“, in: Uta Gerhardt, *Idealtypus. Zur methodologischen Begründung der modernen Soziologie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2001.

21 Alfred Schütz, *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*, Wien: Julius Springer 1932.

Soziologie als auch für die Gesellschaft, die wiederum der Gegenstand der Soziologie ist, nachdrücklich unterstreicht.

Das Gerüst, das die sechs Studien zusammenhält, ist diese methodologische Begründung. Vor allem das Werk Webers ist das Drehmoment der modernen Soziologie. Es ist – nach meiner Meinung – der analytische Bezugsrahmen für das wissenschaftliche Denken unseres Faches. Webers Werk wird ergänzt und vertieft durch das Oeuvre Parsons'. Der wichtigste Vorläufer der Weber'schen Soziologie war Simmel. Ein eminenter Nachfolger – wiewohl anders als Parsons – war Schütz. Der rote Faden durch die vielen Argumentationsstränge, die das hier vorgelegte Buch nachzeichnet, ist die Begrifflichkeit, wie sie in den fast fünfzig Jahren zwischen 1890 und 1937 durch Simmel, Weber, Schütz und Parsons entstand und bis in die sechziger Jahre (für Deutschland) durch Parsons vertieft wurde.

Wenn man eine gemeinsame Linie zwischen den sechs Studien sucht, kann man sagen: Sie suchen Antworten auf zwei Fragen.

Die eine Frage: Lässt sich die begriffliche Perspektive, wie sie Weber – und ebenso Simmel, Schütz und Parsons – zum Prüfstein der Wissenschaftlichkeit machten, in den Forschungen, Lehrmeinungen und Theoremen der „Schulen“ finden, wie sie die Geschichte der Soziologie im zwanzigsten Jahrhundert in Deutschland ausmach(t)en? Die andere Frage: Wie lassen sich die Simmel-Weber-Schütz-Parsons'schen Vorgaben rezipieren, wenn über das gesellschaftliche Bewusstsein, über die Wirtschaft und die Gesellschaft, über die Strukturen der Sozialwelt und über das System des demokratischen Gemeinwesens geforscht wird?

Meine These: Bis heute hat das Weber'sche Erbe – bzw. die Konzeption der vier klassischen Autoren – noch keinen angemessenen Stellenwert. Am Ende dieses Buches steht das Desiderat, unsere Disziplin möge sich geisteswissenschaftlich verorten. Der Pfad der Tugend, so meine ich, läge in der endgültigen Überwindung des Positivismus, wie er trotz allem heute immer noch oder weithin wieder vorherrscht.

Um die Argumentation(en) der unterschiedlichen Denkströmungen bei den verschiedenen Autoren und in ihren Werken zu zeigen, reicht es nicht aus, lediglich die Aussagen allgemein wie aus der Vogelperspektive zu rekapitulieren. Bei den Denkrichtungen muss man bis zu die Autoren gehen und bei den Autoren deren Werke im einzelnen aufsuchen. Bei den Werken ist wichtig, den Argumentationsgang zu rekonstruieren und zu referieren. So kann der Leser nachvollziehen, wie der Autor seinen Beweisgang anlegt(e), und er kann sich davon überzeugen, dass die Werke, gleichgültig ob kritisch oder zustimmend behandelt, textgetreu wiedergegeben werden. Erst durch werkgenaue Argumentrekonstruktion gelingt eine geschichtliche Darstellung, wie sie hier versucht wird. Man soll erkennen, wie die These, die den inneren Zusammenhalt des Buches herstellt, sich in den Studien wiederfindet und dort die Werke betrifft, die den Kern und das Material von SOZIOLOGIE IM ZWANZIGSTEN JAHRHUNDERT bilden.

Zur Vorgeschichte gehören die zehn Jahre Vorlesungen über soziologische Theorien unter historischer Blickrichtung an der Universität Heidelberg. Dazu haben außerdem seit den achtziger Jahren meine Forschungen zu wissenschaftsgeschichtlichen Themen beigetragen. Mit Dankbarkeit erinnere ich mich an die unzähligen

Diskussionen mit Kommilitonen, Kollegen und Freunden, während dieses Buch nach und nach entstand, lange bevor es nun vorliegt. Besonders habe ich Alexia Arnold, Karl-Ludwig Ay, Jeffrey Alexander, Bernard Barber, Daniel Bell, Jörg Bergmann, Hans Braun, Rüdiger vom Bruch, Martin Diewald, Werner Gephart, Horst-Jürgen Gerigk, Ingrid Gilcher-Holtey, Alois Hahn, Robin Hartshorne, Jan-Otmar Hesse, Jochen Hörisch, Thomas Karlauf, Donald Levine, Robert Merton, Jennifer Platt, Gianfranco Poggi, Hans-Jürgen Puhle, Otthein Rammstedt, Anne Rawls, Gerhard A. Ritter, Hans-Georg Soeffner, Rudolf Stichweh, Javier Trevino, Gisela Trommsdorff, Bryan Turner, Paul Windolf und Patrick Watier zu danken. Sie haben meine Bemühungen durch ihre nachhaltigen Fragen und wichtigen Hinweise immer unterstützt. Alle Mängel des Buches, dies ist selbstverständlich, sind mir allein zuzuschreiben.

Zwei Informationen für den Leser: Die Studien sind zwar chronologisch angeordnet, aber das Argument ist in jeder Studie in sich abgeschlossen. Jede kann für sich, und sie können in beliebiger Reihenfolge gelesen werden. Die verwendete Literatur wird in jeder Studie vollständig dokumentiert. Am Schluss des Buches steht eine umfassende Bibliographie sowie ein Personen- und Institutionenregister. Im Text – von mir, der Autorin – wird die männliche Form verwendet, wenn von Männern *und* Frauen gesprochen wird, letztlich dabei in der Annahme, dass die Qualität des Gedankens wichtiger ist als das Geschlecht des Autors.

Der Leitsatz, unter den sich SOZIOLOGIE IM ZWANZIGSTEN JAHRHUNDERT stellt, stammt von Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Dieser Philosoph wäre vielleicht ein Soziologe gewesen oder geworden, hätte seine Zeit nicht vor dem – dreimaligen – Ursprung der Soziologie aus der Philosophie gelegen.